

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 110 (2016)
Heft: 3

Artikel: Berlin 1965 und 2015 : ein persönlicher Bericht
Autor: Ritter, Hans-Adam
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-632280>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Berlin 1965 und 2015

Ein persönlicher Bericht

Was kann uns heute das Wirken von Theologen in Zeiten der DDR und des Dritten Reiches lehren? Ein Pfarrer begibt sich von Berlin aus auf Spurensuche in den schönen Oderbruch und entlang bewegter Biografien.

Meine Frau und ich halten uns ein paar Tage in Berlin auf. In dieser Stadt haben wir unsere gemeinsame Zeit angefangen, die älteste Tochter ist hier geboren. Wir besuchen eine Ausstellung im Willy-Brandt-Haus. Im Spätjahr 2015 werden hier Arbeiten der DDR-Fotografin Barbara Köppe ausgestellt. Sie hatte zunächst für Illustrierte fotografiert, später wurde sie zur begehrten Künstlerfotografin.

Der umfangreichste und schönste Beitrag zeigt Arbeiterinnen der Kosmetikindustrie. Nicht nur die Direktorin, sondern auch die Arbeiterinnen wirken selbstbewusst und gerade, sie scheinen erfreut, dass die Fotografin sich viel Zeit nimmt, um sie in den heruntergekommenen Hallen, Werkstätten und Schuppen zu besuchen. Sie und ein paar Männer arbeiten für die Schönheit der Frauen im Sozialismus. Das Gemäuer und die alten Maschinen, die rostigen Rohre, die behelfsmässigen Behälter und Eimer stehen für den Verfall. Man muss aber wissen, dass ein guter Teil dieser Betriebe – auf verschiedene Orte verteilt, bildeten sie zusammen einen Volkseigenen Betrieb – nicht abgewickelt, wie das hiess, sondern von westdeutschen Firmen übernommen wurde; sehr im Unterschied zu andern Produktionsstätten.

Für meine Freunde aus der DDR der sechziger Jahre ist die Deindustrialisierung Ostdeutschlands die schlimmste Erfahrung nach der Wende. Das Verfahren der «Treuhand», die einen so Vertrauen heischenden Namen trug, empfinden sie als Raubzug, und sie haben Gründe für diesen Eindruck.

Vom Willy-Brandt-Haus wandern meine Frau und ich südwärts bis zum ehemaligen Flughafen Tempelhof und zum Tempelhofer Feld, wo junge Leute Rad fahren, Ball spielen und viele Väter und ein paar Mütter mit ihren Kindern Drachen fliegen lassen. Über den Flughafengebäuden liegt ein Hauch von Verwahrlosung, von heutigen Verwen-

dungszwecken erfährt der Tourist nichts. Böse blickende Adler über verschiedenen Eingängen erinnern an die Entstehungszeit im Dritten Reich. Als wir in den sechziger Jahren in Berlin wohnten, reisten wir entweder mit der langsamen Bahn oder benützten von Frankfurt aus einen Kurs der Pan Am nach Berlin-Tempelhof. Damit war auch das düstere Kontrollritual an der Grenze vermieden. Alle Westberliner gedachten dankbar der Luftbrücke bei der Berlinblockade vor damals mehr als fünfzehn Jahren. Und niemand beschwerte sich über den Lärm der tief über unsere Strasse donnernden Passagierflugzeuge.

Darauf stapfen wir über das Tempelhofer Feld; eine Volksabstimmung zwang die Stadt, das ganze Areal als Freifläche offen zu halten. Das Gras durchbricht langsam den Asphalt, ein paar herbstliche Blumen blühen, und die Betonplatten werden brüchig. Uns ist auch herbstlich zumute, nicht nur wegen des kühlen Luftzugs, sondern weil so viele Jahre unserer Lebenszeit vergangen sind.

Oderbruch und Seelower Höhen

Mein Freund Willibald ist jetzt über achtzig Jahre alt. Als wir mit ihm und andern alten Freunden an einem schönen Essen sitzen, strapaziert er die Geduld der Runde mit einer heftigen Rede gegen die Bundesregierung, über die Benachteiligung der ehemaligen DDR, für Putin und gegen die EU. Als Geschenk hatte er ein eben erschienen Buch mitgebracht: Der Bürgerrechtler Friedrich Schorlemmer und Gregor Gysi, der im Bundestag bis vor kurzem die Linke anführte, reden miteinander. Der Moderator hatte ein Streitgespräch angekündigt und versucht mehrmals, die Kontrahenten gegeneinander loszuschicken – mit wenig Erfolg. Gysi ist bei weitem SED-kritischer als Willibald, und der Bürgerrechtler wehrt sich seinerseits gegen westliche En-bloc-Verurteilungen der DDR.

Eine der Überlegungen will ich er-

wähnen: So viele BürgerInnenwünsche seien zu DDR-Zeiten nicht gehört worden, was aber nicht bedeutet habe, dass die Betroffenen unbedingt in die Bundesrepublik wollten. Nun sei nach der Wende statuiert worden, nur das sei menschlich und akzeptabel, was in einem DDR-Leben auf eine eigentlich westdeutsche Existenz hin orientiert war; wer jetzt bestehen wollte, musste beglaubigen, dass er schon immer dieser verhinderte Westmensch gewesen war. Gerade dies aber machte es zunehmend schwierig, eine wirklich ehrliche Rückschau zu halten im Osten.

Willibald macht mir ein zweites, grösseres Geschenk: Er nimmt mich im Auto ostwärts in den Oderbruch und bis nach Guben, wo er einen alten Kollegen besucht, mit dem zusammen er im Strassenunterhalt des Bezirkes Cottbus gearbeitet hatte. Bruch bedeutet Graben, Sumpfgebiet, im Odertal mäandrierte der Fluss ursprünglich und überschwemmte häufig, bis schliesslich Friedrich II. niederländische Fachleute berief, die Polder bauten und Abzugskanäle zogen. Gleichzeitig wurden der Kartoffelanbau eingeführt und Leute angesiedelt. Im April 1945 gibt es schwere Kämpfe im Oderbruch, die Wehrmacht verteidigt Berlin, Tausende Soldaten auf beiden Seiten sterben, das Land und die Städte werden verwüstet. Ein sowjetisches Ehrenmal und Kriegsgräber erinnern daran. Gerade unterhalb ist eine Gedenkstätte eingerichtet – ein Lastwagen der Roten Armee, ein Panzer vom Typ T 34, dem meistgebauten Panzer der Welt, im Krieg allein 50 000 Stück, und eine Stalin-Orgel sind aufgestellt. Es nieselt, mir ist unbehaglich, weil mich das Kriegsgeschehen zugleich interessiert und abstösst.

Im Oderbruch beginnt 1949 eine kirchliche Aufbauarbeit mit dem Einsatz junger Katecheten. Sie wohnen in einem Zirkuswagen, besuchen die Leute in den Dörfern, reden mit ihnen und lesen in kleinen Gruppen die Bibel. Diese jungen Leute, die einen vorher noch in

den Kriegsdienst gepresst, die andern wenig jünger und diesem Schicksal knapp entgangen, liessen sich zu Pfarren oder Religionslehrern ausbilden. Sie liessen Bonhoeffers Gefängnisbriefe und nahmen sich die französischen Arbeiterpriester zum Vorbild. Mit dieser Inspiration lehnten sie die kirchliche Restauration ab, deren grosser Fürsprecher Bischof Otto Dibelius war.

In Bonhoeffers Briefe sind als «Entwurf einer Arbeit» Bemerkungen zur Zukunft der Kirche eingefügt. Darin fanden die jungen Theologen ihre Lösung: «Die Kirche ist nur Kirche, wenn sie für andere da ist. Um einen Anfang zu machen, muss sie alles Eigentum den Notleidenden schenken. Die Pfarrer müssen ausschliesslich von den freiwilligen Gaben der Gemeinden leben, evtl. einen weltlichen Beruf ausüben.»

Der erste Satz ist zum kirchlichen Allgemeingut geworden. Die Folgesätze sind bei den Leitungsorganen unbeliebt. Die Kirchen in der DDR haben nicht gewagt, in diese Richtung weiter zu gehen. Die Gruppe versuchte auf dieser Linie zu arbeiten, fand sich aber erheblichen Schwierigkeiten gegenüber. Einige von ihnen werden Industriearbeiter, um den Alltag der Menschen vollständig zu teilen, andere werden Gemeindepfarrer; zusammen teilen sie die Verantwortung, um in den Gemeinden wieder mit Gruppen zu arbeiten und Gottesdienst zu feiern. Damit erregen sie auf beiden Seiten, bei der kirchlichen Verwaltung und bei den Parteistellen, Misstrauen. Dies besonders, weil sie nach Stalinstadt, Schwedt, Schwarze Pumpe oder Halle-Neustadt ziehen, an die Orte, wo die junge DDR Industriezentren aufbaut und neue Musterstädte errichtet.

Gossner Mission

Ich stieg 1965 in den Pfarrerberuf ein, in Westberlin. Meine Aufgabe war es, die Verbindung zu diesen Leuten zu halten. Das ging über Bruno Schottstädt, der mit andern eine Art Kirchenbüro betrieb, die

Gossner Mission in der DDR. Anders als Willibald wurde er noch von der Wehrmacht erfasst, aber als Offiziersanwärter bekam er eine ausführlichere militärische Ausbildung und musste nicht mehr an Kriegshandlungen teilnehmen. Er wurde in seiner Offiziersschule von den Amerikanern gefangen genommen und nach Belgien verschickt, wo er in einem Bergwerk Kohle grub.

Dort las er nach der Schicht am Schwarzen Brett einen Anschlag: die Stuttgarter Schulderklärung der Evangelischen Kirchen. Die Mitgefangenen fanden, das betreffe sie nicht, sei etwas von Pfaffen. Bei Schottstädt löste die Erklärung das aus, was er später seine Bekehrung nannte. Sein Vater war Landarbeiter gewesen, SPD-Wähler, der Sohn hatte ihn solange bearbeitet, bis er doch noch in die NSDAP eintrat, damit dem Jungen die Offizierslaufbahn offen stand. Er kam nach der Entlassung in die schon erwähnte Katechetenausbildung, die geprägt war von Personen der Bekennenden Kirche.

Die Geschichte der Gossner Mission reicht zurück ins 19. Jahrhundert. Johann Evangelista Gossner war ein von der katholischen Aufklärung um 1800 geprägter und dann für die Erweckungsbewegung gewonnener Priester. Er kam nach St. Petersburg und wurde Seelsorger und Prediger am Zarenhof. 1825 verlangte Metternich von den Russen, dass sie den Revolutionär Gossner auswiesen. Er kehrte nach Deutschland zurück, ins Preussische, wurde protestantisch, um eine Anstellung zu finden. Er war Pfarrer in Berlin, gründete ein Kinderheim und ein Krankenhaus. Es wurde zu DDR-Zeiten eine beliebte evangelische Einrichtung. Vor allem schickte er Missionare in die verschiedensten Weltgegenden. Von Institutionalisierung hielt er wenig, so dass viele dieser Unternehmungen scheiterten. Aber in Nordindien entstand eine Evangelische Kirche, die bis heute Gossners Namen trägt.

Im Dritten Reich war Hans Lokies Leiter der Gossner Mission. Wie viele evangelische Pfarrer dachte er zunächst deutschnational. Neben der Mission widmete er sich der Arbeit für den Religionsunterricht. Dies brachte ihn in Gegensatz zum Regime. Da es kirchlichen Unterricht an den Schulen nicht mehr geben konnte, bildeten sie im Haus der Gossner Mission in Berlin-Friedenau illegal Katecheten aus. Das war die Einrichtung, die vielen unserer Bekannten den Einstieg in Theologie und Kirche ermöglichte.

Nach der Errichtung der Berliner Mauer 1961 formierte sich auch die Ostberliner Gruppe selbständig. Mit ihr konnte ich ab 1965 für zwei Jahre zusammenarbeiten und lernen. Wir wohnten im Gossner Haus in Friedenau, Westberlin. Der damalige Direktor war ein tüchtiger Organisator, für die Probleme in Mainz und in Ostberlin interessierte er sich wenig. Dieses Desinteresse setzte sich offensichtlich nach der Wende fort. Die Dienststelle für die Dritte-Welt-Arbeit wurde in das Haus der Berliner Mission in Ostberlin verlegt. Dort gab es noch eine Zeitlang eine Stelle für die in

der DDR angefangene Arbeit, bis auch sie auslief. Die Arbeit in Mainz-Kastell wurde liquidiert. Das Haus in Friedenau wurde verkauft. Der Neubau zeigt nicht das winzigste Erinnerungszeichen daran, dass sich hier in der Hitlerzeit ein Zentrum der Bekennenden Kirche befand. Auf der Website der heutigen Gossner Mission herrscht ganz folgerichtig eine grosse Geschichtsvergessenheit.

Willibalds vier Karrieren

Mein Freund Willibald ist Berliner Urgestein. Sein Vater war Rinderschlächter in einem Berliner Schlachthaus. Im Krieg gehörte er zu den Versorgungstruppen. Auf seinem letzten Urlaub soll er bloss gesagt haben: Gnade uns Gott, wenn wir den Krieg verlieren! Nach der Schlacht von Stalingrad zog er zu Fuss westwärts, die deutschen Flieger bombardierten die eignen Truppen, damit den Partisanen keine Vorräte oder Waffen in die Hände fielen. Die Mutter zeigte sich nach dem Krieg erschüttert über das, was sie über das Dritte Reich erfuhr. Als Witwe musste sie sich neu orientieren, sie wurde Religionslehrerin



*Oderbruch. Bild:
Christian Masche*

in einem Dorf am Berliner Stadtrand. Der Sohn nennt es ihre Bekehrung; damit wies sie auch ihm einen Weg, Willibald liess sich zum Katecheten ausbilden. So stösst er zu den erwähnten jungen Theologen. Er wählt jedoch die umgekehrte Reihenfolge: Er wird Pfarrer in einem brandenburgischen Landstädtchen, zu dem auch Dörfer gehören. Dort erlebt er die landwirtschaftliche Kollektivierung. Er begleitet die Bauern, Kleinbauern eher und Landarbeiter, versucht ihnen die Angst zu nehmen. Die Parteileute nehmen das schlecht auf und werfen ihm Einmischung vor. Im Pfarrkonvent heisst es, der junge Kollege habe sich mit den Kommunisten eingelassen. Er findet sich zwischen allen Stühlen wieder und schreibt in seinen Erinnerungen, dass er diesen Ort für angemessen halte.

Jahre später, er ist verheiratet und hat vier Kinder, lässt er sich vom kirchlichen Dienst beurlauben und geht in einen weltlichen Beruf, er wird im Strassenunterhalt des Bezirks Cottbus angestellt. Nach zwei Jahren wechselt er nach Ostberlin. Er nützt die berufsbegleitenden Bildungsmöglichkeiten und wird Ingenieur für Strassenbau.

In seiner nächsten Lebensstation – Indien – kann Willibald seine Erfahrungen als Pfarrer, als Strassenbauer und Ökonom bündeln. In Indien stand, wie das üblich war bei den Missionen, der Gemeindeaufbau und ein eigenes Schulwesen im Zentrum. Die ursprüngliche Bevölkerung betrieb in ihren Rückzugsgebieten nur Landwirtschaft. Darum verliessen die Schulabgänger den Lebensraum ihrer Familien. Da richtet die Kirche 1984 eine Ausbildung zur Erweiterung der bäuerlichen Kompetenzen ein, um eine Entwicklung innerhalb der Gemeinschaft zu erreichen. Dort lehrt Willibald drei Jahre lang. Er nennt diese Zeit sein Leben in der Vierten Welt: ohne Telefon, ohne fliessendes Wasser, ohne Fernsehen. Seine Frau Elfriede begleitet ihn.

Sie kehren zurück, arbeiten nochmals für drei Jahre in einer ländlichen Kirchgemeinde. Und sorgen für weitere Verbindungen von Deutschland nach Indien und umgekehrt. Dann wird Willibald in den Bundestag gewählt, als Unabhängiger auf der Liste der PDS. Das ist seine vierte Karriere. Sie bleibt verbunden mit der Zeit vorher und nachher: Eine Organisation wird auf die Beine gestellt, die in Indien und in Ostdeutschland Praktika vermittelt für Handwerker und für Bauern.

Guben an der Neisse

Willibald fährt mit mir von den Seelower Höhen im Oderbruch nach Süden bis Guben. Die R.s empfangen uns in einem engen hübschen Einfamilienhaus. Peter R. studierte seinerzeit Strassenbauingenieur in Dresden, danach arbeitete er vierzig Jahre lang in Cottbus. Willibald fing in Cottbus seinen neuen Beruf an, da lernten sich die beiden Männer kennen.

Wie er die Wende erlebt habe, wollen wir wissen. Er hatte für den Bezirk Cottbus gearbeitet, die Bezirke wurden 1989 aufgelöst und die alten Länder wieder eingeführt. Im Betrieb mit zwei- oder dreihundert Mitarbeitern herrschte Ratlosigkeit, nichts war geregelt, und nicht einmal «Wessis» traten auf. Sie hielten eine Betriebsversammlung ab, jemand schlug vor, Chefs zu wählen; für die technische Seite fiel die Wahl auf R., für die kaufmännische wurde der Buchhalter gewählt, der zwar SED-Genosse war, aber trotzdem gemocht wurde. Er war als Fussballer wichtig gewesen für die Freizeitaktivitäten. Auf Willibalds energische Kritik der neuen Zustände ging R. wenig ein.

R. hat auf einem Zettel Stichworte notiert, die uns in die Stadt Guben einführen, er begleitet uns in die Stadtmitte. Wir gehen über die Neisse-Brücke und vor das Renaissance-Rathaus und die grosse gotische Backsteinkirche, die noch ohne Dach dasteht. Das Gebäude

soll zum Kulturzentrum ausgebaut werden, eine deutsch-polnische Initiativegruppe arbeitet ein Konzept aus. 1945 wurde dieser grössere und historische Teil der Stadt polnisch, er heisst jetzt Gubin. Auf der deutschen Seite standen die Fabriken, zu der traditionellen Hutfabrikation kam ein grosses Chemiefaserwerk dazu. Bis 1989 kamen die DDR-Gubener auf gut 40 000 EinwohnerInnen. Nach der Wende wurden die Produktionsbetriebe verkauft und dann eingestellt. Heute wohnen 22 000 meist ältere Leute hier. Die Lage besserte sich, als Polen der EU beitrug, denn von 1995 bis im Sommer 2015 flossen Fördergelder für die Wiederbelebung der Stadt auf beiden Seiten.

Die R.s sind glücklich, wie schön die Stadt geworden ist. Trümmer wurden beseitigt, einige Strassenzüge von 1900 renoviert, freilich die Lücken aus der Kriegszeit nicht geschlossen. In einer grossen Fabrikhalle aus rotem Backstein ist jetzt als einer der wenigen neuen Steuerzahler das Plastinarium untergebracht: ein anatomisches Museum mit-samt Betrieb, in dem Günter von Hagens tote Menschen und Tiere präpariert, eben plastiniert.

Der Himmel war bedeckt, es nieselte. Mich freute die Begeisterung des alten Mannes, aber teilen konnte ich sie nicht, zu deutlich waren die Spuren der Zerstörung: zwar alles aufgeräumt und mit frischen Farben versehen, aber für mein Gefühl formlos – wenig Leute, triste Läden, die meisten werden im polnischen Teil einkaufen.

Erfolg ist keiner der Namen Gottes (Martin Buber)

Willibald Jacob ist den Weg vom hauptberuflichen Pfarrer in einen weltlichen Beruf gegangen. Dazu verzichtete er auf seine kirchlichen Rechte, nicht aber auf die Ordination – er hat die Lebensweise geändert, nicht seine Überzeugungen. Er weist darauf hin, dass man gern und überall den Bonhoeffer-Satz von der

Kirche, die nur für andere da ist, zitiert, aber die darauf folgenden Sätze, die das konkretisieren, auslässt.

Er kritisiert auch Bruno Schottstädt, der mit den Arbeiterpfarrern in Verbindung war, sie zu Konferenzen holte und sich viel auf sie berief, aber ihren Weg selbst nicht ging. Willibald kreidete ihm einmal an, dass er die Arbeiterpfarrer vereinnahme, wenn er bei seinen ökumenischen Kontakten von ihnen sprach. Er antwortete: «Wir mussten doch Erfolg vorweisen.» Dazu mein radikaler Freund: «Nein, Kirche, Christen brauchen keinen Erfolg.»

Das blieb mir. Ich wäre als Pfarrer oft gerne ein bisschen erfolgreich gewesen. Marie Luise Kaschnitz, die bedeutende Schriftstellerin, die nicht durch Radikalität auffiel, wohl aber durch Wachheit, schreibt in ihren römischen Betrachtungen unter dem Titel «Das heilige Experiment», als sie 1953 vom Verbot der Arbeiterpriester erfuhr: «Auf Verzicht läuft es schliesslich hinaus bei jedem heiligen Experiment, Verzicht auf Profit, auf persönlichen Vorteil und persönliche Macht.» ●

*Hans-Adam Ritter,
*1940, war über lange
Jahre Pfarrer an der
Pauluskirche in Basel.
Von 1995 bis 2005 war
er ausserdem Studien-
leiter im Forum für
Zeitfragen.*

*hansadam.ritter@
bluewin.ch*

Literatur

Barbara Köppe, Das (de)konstruierte Glück, Nicolai-Verlag, Berlin 2015.

Gregor Gysi, Friedrich Schorlemmer, Was bleiben wird, hrsg. von Hans-Dieter Schütt, Aufbau-Verlag, Berlin 2015.

Dietrich Bonhoeffer, Widerstand und Ergebung, 1. Aufl. München 1951.

Johannes Brückmann und Willibald Jacob (Hgg.), Arbeiterpfarrer in der DDR – Gemeindefortbau und Industriegesellschaft, Erfahrungen in Kirche und Betrieb 1950–1990, Alektor-Verlag, Berlin 2004.

Willibald Jacob, Trittsteine im Fluss. Aus der indischen Gossner Kirche, Erlangen 1992.

Ders., Am Rand die Mitte suchen, Ludwigsfelder Verlagshaus, Ludwigsfelde 2013.

Ders., Die volkseigene Erfahrung, Ludwigsfelde 2015.

Marie-Luise Kaschnitz, Engelsbrücke, Hamburg 1955.